

Rachel hatte den Treppenflur mit revolutionären Postern beklebt. Wie Truscott Boothby ließ sie sich nicht so schnell unterkriegen. Obwohl diese Art Widerstand schon seit Jahren aus der Mode gekommen war, warfen Lenin, Che und Malcolm X noch immer drohende Blicke auf die Gerechten wie auf die Ungerechten, wovon sich grimmige Putzfrauen und nervöse Matronen gleichermaßen gekränkt fühlten. Rachel ließ erst Wasser über das Frühstücksgeschirr laufen und steckte es dann in den Geschirrspüler. Als die Küche wieder ordentlich aussah, ging sie nach oben, um sich anzuziehen. Das Schlafzimmer war kalt und leer, die Liebesfreude war erloschen und das Sonnenlicht auch. Geblieben war das Tohuwabohu aus ungemachten Betten und wild verstreuten Kleidungsstücken.

Rachel zog an, was ihr in die Finger kam: Jeans, T-Shirt, ein mottenzerfressener Kaschmirpulli, Socken und Tennisschuhe. Sie kämmte ihr glattes braunes Haar und wusch ihr Gesicht mit kaltem Wasser. Zum ersten Mal an diesem Morgen besah sie sich im Spiegel. Sie hatte befürchtet, dass ihr Gesicht sich in einen Kohlkopf verwandelt hatte, was aber nicht der Fall war, es war nur rund und voll. Rachel hatte haselnussbraune Augen, eine glatte Haut und eine gerade Nase, ein hübsches Gesicht, vor allem im Profil. Aber (da sie mit Katharine Hepburn aufgewachsen war) – was hätte sie nicht für hohe Wangenknochen und einen langen Hals gegeben!

Sie ließ die Betten, wie sie waren, lüftete auch Aarons Zimmer nicht (das einem Sechzehnjährigen gemäß nach Sperma und Käsesocken stank) und stieg die Treppe hoch zu ihrem Atelier unter dem Dach. Dort, neben dem einzigen Fenster, unter vier Neonröhren, hatte sie sich ein eigenes

Plätzchen geschaffen. Durch das Fenster konnte sie den Hafen hinter den Bäumen sehen. Sie betrachtete ihn so lange, bis er alle anderen Bilder verdrängt hatte, studierte die Formen, wog eine gegen die andere ab, machte daraus Collagen. Auf einen hellblauen Himmel aus Tapetenfetzen klebte sie

Wortfragmente und dunkle Fotos aus Modemagazinen. Auch kleine Bilder malte sie, Stilleben und Landschaften.

»Was machst du?«, rief Seymour vom Treppenabsatz herauf.

»Ich schaue aus dem Fenster«, antwortete sie.

»Ich dachte, du arbeitest.« Sein Kopf tauchte über den Dielen auf.

»Brauchst du heute das Auto?«

»Ich arbeite ja. Eigentlich brauche ich es heute nicht, jedenfalls nicht vor heute Nachmittag.«

»Lass mich mal sehen.« Seymour war die restlichen Stufen herauf gekommen. Sein dunkles Haar streifte die Dachsparren.

»Ich habe noch nichts gemacht«, sagte Rachel.

»Du lügst«, sagte Seymour. »Warum darf ich deine Arbeit nicht sehen?«

Er setzte sich in den alten Sessel, den Rachel so vor den blinden ovalen Spiegel geschoben hatte, dass sie sich selbst zeichnen konnte. Das Spiegelbild schmeichelte. Seymour bäugte sich selbst und streckte die Beine aus. Er war immer schon ein Schauspieler gewesen. Miss Burrows hatte ihn einmal als Liliom in dem gleichnamigen Stück von Ferenc Molnár engagiert. Wenn er kein Jude gewesen wäre, hätte sie ihm sogar die Rolle des Brutus gegeben.

»Da gibt's nichts zu sehen«, sagte Rachel.

»Du liebst mich nicht mehr«, sagte der einzige Sohn der Familie, das Muttersöhnchen.

»Doch.«

»Warum darf ich dann deine Arbeit nicht sehen?«

Rachel sagte nichts. Bei unberechtigtem Eindringen half Schweigen am besten. Sie legte ihre Hände offen auf ihren Schoß und entspannte sich.

*Tennenbaum, Silvia: Rachel, die Frau des Rabbis.*

*Übersetzung von Claudia Campisi. S. 15-17. © AvivA Verlag.*